

10

Im Bauernland.

Von Johan Skjoldborg.

Einen Augenblick stand Per völlig verdutzt da; die warmen Worte überraschten ihn. Es war des Hoibykönigs Herz, das sprach. Er war ein merkwürdiger Mann, dieser Bauer, und daß er die beiden Braunen vorspannen wollte! Das waren seine Dieblingstiere, sie galten ihm am höchsten von allen Tieren des Hofes. Er schonte diese beiden Pferde mehr als sich selber.

Daran dachte Per, während er das Baumzeug befestigte und die blanken glänzenden Seiten der Braunen klopfte.

Noch nie ist die Hoibyer Wehmutter schneller befördert worden oder leichter über alle Hindernisse hinweggekommen.

Es wurde kein Wort gesprochen. Die beiden Männer wechselten kein Wort miteinander. Aber wo auf dem Wege Schneehaufen beseitigt werden sollten, oder wo es andere schwierige Stellen gab, dachten sie dasselbe und handelten augenblicklich übereinstimmend, wie zwei kluge und gewandte Männer.

Als der Hoibykönig mit der Peitsche über den Rücken der Braunen durch den Hohlweg fauste, so daß der tiefe Schnee ihnen um die Ohren stob, da dachte Per:

„So fährt er mit den beiden Braunen um meinetwillen!“

Auch nachdem sie das Moorhäuschen erreicht hatten, sagte keiner von ihnen ein Wort, weder Danke noch Adieu noch Guten Morgen. Nichts.

Bei der Kranken brannte mir eine Petroleumlampe ohne Glas, die also nur ein schwaches Licht verbreitete.

Die Wehmutter schritt erregt ein paarmal auf der Diele hin und her.

Die Enttäuschung, möglicherweise die Entbindung bei den reichen Leuten auf dem Frauenhofe zu verlieren, lag noch auf ihrem Antlitz.

Sie blickte sich mit strenger und kritischer Miene um.

Aber als sie im Dämmerlicht entdeckte, wie leer und arm-selig hier alles war, da schwand der strenge Ausdruck ein wenig von ihrem Antlitz.

Nach ihrem Gesichtsausdruck zu urteilen, war es noch erbärmlicher, als sie es sich gedacht hatte.

Aber heißes Wasser stand im Ofen. Per war ja eine Angelegenheit wie diese nicht unbekannt.

Er praktizierte sämtliche Kinder in das erste Zimmer hinein.

In den Kästen war kein rechtes Bettzeug. Die Kinder hatten fast nur in altem Zeug und Lumpen von unbestimmbarer Herkunft gelegen.

Da leufte die Hebamme und blickte sich zögernd und suchend um, als wisse sie nicht, worauf sie ihre Augen besten solle.

Auf dem Bette waren keine Laken.

Und Federn waren auch nicht mehr in den fleckigen und zerschlossenen Bezügen, in denen Sophie lag. Sie selber hatte eine baumwollene Taille angezogen. Das war wohl das Beste, was sie besaß.

Per ging zu den Kindern hinaus. — Die Hebamme packte ihre Utensilien aus der Tasche. —

Sophie hat schon ein paar Wehen gehabt. Jetzt greift sie mit den Händen nach oben, packt das Kopfkissen und stößt einlge jammernde Wehelaute aus.

Die Hebamme geht zu ihr ans Bett:

„Seid nun vernünftig, beste Frau, nehmt die Hände herunter, dann ist es gleich vorbei.“

Die Hebamme steckt ihre Hand unter Sophies Leude, um sie ein wenig zu stützen, und merkt dabei, daß diese auf bloßen Säcken liegt, die unmittelbar über das Bettstroh gebreitet sind.

„Aber du gültiger Himmel!“ entfährt es ihr unwillkürlich.

Sie sagt es vor sich hin. Sophie hört es nicht einmal. Da nimmt das Gesicht der Hebamme den mitleidigen Ausdruck an, der ihm im allgemeinen eigen ist.

In dem kleinen Kinde ist kaum noch Leben. Es ist ganz blau. Die Mutter liegt da mit geschlossenen Augen, wie tot. Die Hebamme bittet Per um eine Waschküffel.

Er bringt einen Eimer; den pflegten sie zu gebrauchen, und sie hatten nichts anderes.

„Habt Ihr auch keine Seife?“

Er bringt einen kleinen Klumpen grüner Seife auf einer Scherbe.

Es werden nur die allernötigsten Worte gewechselt. Niemand ist in der Stimmung, mehr zu sagen.

„Dann wäre es also das Wickeltuch?“

Per bückt sich und zieht eine Kiste hervor, die unter dem Bett steht. Dort liegt alles sorgfältig eingewickelt in ein Zeitungspapier.

Es ist ein altes Wickeltuch, das in der Mitte mit einem Stück alten Hemdentuchs geflickt ist. Aber das ganze ist rein und Sophie hat den Rand sogar mit rotem Wollgarn eingefast, um dem Ganzen ein besseres Aussehen zu verleihen. Per ist ganz froh, daß das wenigstens so einigermaßen in Ordnung ist.

In der Kiste liegt auch noch ein kleines Hemd, aus altem Zeug zusammengestückt, aber weiß und sauber.

„Ach du lieber Himmel,“ sagt die Hebamme leise vor sich hin und lächelt.

Das Licht des anbrechenden Morgens scheint durch das Fenster auf die Hebamme, die dastht und Kaffee trinkt, während sie Mutter und Kind beobachtet, um zu sehen, ob sie leben werden oder sterben.

So im Licht des erwachenden Tages sieht alles noch viel ärmlischer aus als zuvor, scheint es ihr.

Per nimmt sich auch einen Schluck Kaffee.

Stillschweigen.

Alles ist so stille. Man sollte nicht glauben, daß hier Kinder im Hause sind. Und auch nicht, daß in diesem Augenblick ein neues Leben zur Welt gekommen ist. Hier ist keine Festlichkeit, keine Freude.

Bevor sie geht, wirft die Hebamme einen Blick in die Küche und in die Speisekammer. Sie findet nur eine viertel Blase mit Fett und ein Stück Schwarzbrot — und dann einen Eimer Wasser natürlich. —

Die Ziege ist schon seit langem tot und hin.

„Dies hier ist zu arg, Mann!“ sagt die Hebamme.

„Das scheint mir auch,“ antwortet Per.

Während er ihr behilflich ist, ihren Kasten zu packen, sagt er, daß sie sich ihr Geld bei dem Vorsitzenden des Gemeinderats holen soll. —

Gleich darauf erscheint Hügel-Pers Frau; sie hat in der letzten Zeit häufig hier so kleine Stippvisiten gemacht. Und als sie nun hört, daß alles überstanden ist, eilt sie nach Hause, um Sophie eine süße Suppe zu kochen.

Untermwegs begegnet ihr Mads Hoj, der seinen zweiräderigen Fischarren zieht.

„Was kostet der Fisch heute, Mads?“ fragt sie.

„Es war schon besser, Du bezahltest mir, was Du mir schuldest,“ antwortet Mads; er ist verdrossen heute.

„Es hilft alles nichts, Du mußt mir heute noch einen kleinen Fisch überlassen.“ Sie nähert sich ihm und sagt mit leiser Stimme: „Seine Frau da drinnen hat ein kleines gekriegt, und sie haben gar nichts!“

„Ihr betrügt mich; ich bekomme von Euch kein Geld. Er da drinnen schuldet mir auch noch. — Wie geht es ihr denn, der Frau?“ fragt Mads, etwas milder gestimmt.

„Schlecht!“

„Warum kriegt Ihr auch all die vielen Kinder?“ nörgelt Mads; er ist ein alter Junggeselle.

„Ja, siehst Du, Mads, das verstehst Du nun einmal nicht,“ antwortet die Frau in gemüthlichem Ton. „Aber nichts desto-weniger bist Du ein hübscher alter Mann, Mads.“

„Alt?“

„Nein! Nein! Ach, das ist ja auch wahr, wann wirst Du denn nun heiraten?“

„Du redest Unsinn. . . . Aber einen kleinen Fisch für die Frau werd' ich Dir wohl geben müssen.“

Er reicht ihr eine prächtige kleine Flunder.

„Du wirst Dein Geld zum Frühjahr bekommen, Mads!“

„Ja, zum Frühjahr, zum Frühjahr,“ äst Mads hinter ihr drein. „Ihr in den Moorhäusern sagt hier immer: Du sollst Dein Geld zum Frühjahr bekommen.“

„Ich verspreche es Dir aber, Mads, und ich werde auch mein Wort halten!“

Mads lacht sie aus.

„Doch, und wenn ich auch, hols der Satan, meine Hühner verkaufen soll. Denn Du bist doch bisweilen nett, Mads.“

Mads antwortet nicht; er schiebt seinen Karren weiter und summt dabei ein altes Liebeslied.

Sophie konnte so gut wie nichts essen; dagegen trank sie eine große Tasse Kaffee. Aber es war ein so beruhigender Gedanke, daß Hügel-Pers Frau kam, um nach ihnen zu sehen.

(Fortf. folgt.)

Wandertage in Mecklenburg.

Mecklenburg liegt noch abseits aller modernen Kultur, im tieferen Sinne ist es als Kolonialgebiet ersten Ranges zu betrachten, dessen soziales Leben einer Reform von Grund auf bedarf. Wie eine verwiterte, eisenkrankte und ragnumwobene Ruine der Feudalzeit ragt diese klassische Junkerdomäne in das zwanzigste Jahrhundert, fast unberührt von den märchenhaften Fortschritten der Technik, Wirtschaft und Politik. Die privilegierten Rügineher dieses von der Natur reichlich geeigneten Landes, eine Hand voll feister Feudalherren, verstehen es gar meisterlich, den Zug der neuen Zeit von ihren Gefilden fern zu halten. Und nun laeint es uns, als ob die stetig wachsende Schar der Wanderer, die Naturfreunde der Großstadt, dazu berufen sind, das feudale Mecklenburg aus seiner jahrhundertalten sozialen Erstarrung zu erwecken. Nach Tausenden zählen die Wanderer, die alljährlich in den Oster- und Pfingsttagen Mecklenburg nach allen Richtungen durchqueren. Diese naturfrohen Geiellen dringen bis in die entlegensten und verlassensten Gegenden vor, wohin sonst kein Fremder seine Schritte lenkt. Ueberallhin tragen sie den stolzen Geist der Freiheit und Menschlichkeit.

Mecklenburg ist prachtvolles Wanderland. Wohl fehlt die bezaubernde Romantik der Gebirgswelt, die liebliche Heiterkeit etwa Thüringens und des Harzes. Dagegen ist aber die herbe landschaftliche Schönheit der norddeutschen Tiefebene hier in ihrer besten Art vereinigt. Dunkle, träumerische Kiefernforste von strobender Kernfestigkeit — sibirer unbegrenzte, in leichter Farbenpracht schimmernde Laubwälder, deren sagenhaftes Alter und majestätische Ruhe dem Wanderer tiefe Ehrfurcht einflößen — zahlreiche blauleuchtende Seen von ieltener Größe und Schönheit — das alles sind unvergängliche Eigenschaften, die den Naturfreund immer wieder nach Mecklenburg locken. Wer von Fährtenberg über Himmelstorf, Udden, Voigenburg, Feldberg usw. in mehrtägiger Wanderung bis zu dem unergleichen schönen Tollensee vordringt, an dessen Ufer und Geist ist ein köstliches Stück deutscher Landschaft vorbeigezogen. Mit guten Karten ausgerüstet, kann man nach Herzenslust auf den weitestgelegenen Pfaden wandern, über raschelndes Laub und schwellendes Moos, wo sonst nur die Hüter des Waldes, der stolze Hirsch und das horstige Wildschwein dahineilen.

In diesem Jahre ist der Frühling recht zeitig auch in den schweren morrigen Wald Mecklenburgs eingezogen. Die grobrindigen Eichen strecken freilich noch wie im kalten Winter ihre lahnen Äste zum blauen Himmel empor. Ebenso versuchen auch die glattstämmigen Buchen erst ganz schüchtern die enge Knoispenhülle zu sprengen. Dagegen ipinnt um die Kronen der schlanken Birken bereits ein grüner Schleier, und das vielartige niedrige Gebüsch prangt durchweg im üppigsten Grün. Der duftende Waldboden ist dicht bedeckt mit Waldmeister, wildem Alee, Veerensträuclern usw. Und überall, in Baum und Busch ertönt vielfältiger Vogelgesang, als bringe das besiedelte Volk dem jungen Frühling ein Festkonzert.

Froh und rüstigen Schrittes wandert unsere kleine Schar an den dichtbewaldeten Ufern des Tollensees dahin. Es ist ein prächtig schöner Frühlingmorgen, und so leuchtet aus jedem Augenpaar helle Freude. Der schmale Fußpfad schmiegt sich näher und näher an den bewegten See, dessen klare Wellen leicht und zierlich im weissen Uferlande spielen, um dann sanft zu verebben. So haben wir zur Linken die weite, bläuliche Wasserfläche, zur Rechten einen hohen, gefährlichen Stachelbrachthaum, dahinter besten Hochwald, Buchen und Kiefern. Plötzlich wird uns der barbarische Zaun, der wie ein störender Fremdkörper künstlich in diese friedliche Naturpracht gepreßt ist, zum Verhängnis. Der wunderbare Weg zwischen Wasser und Wald ist veriperrt, jede der südlichen Drahtstacheln grinst uns an wie ein gekriebener Ordnungsparagraiph. Ueber einer halbgeöffneten Pforte, die in einen wohlgepflegten Schloßpark führt, steht groß und breit zu lesen: Eintritt bei Strafe verboten! Was nun? Zurück? Unmöglich! Unsere vorgemerzte Route führte vorwärts, nicht rückwärts. Also durch, trotz Strafandrohung!

Von oben herab winken, hinter uralten Baumriesen versteckt, die weissen Zinnen des feudaltherrlichen Schlosses. Ohne besondere Hast und arglos dazu streben wir bergan. Da brüllt uns aus einem Seitentweg der Wächter des Parks, ein Gärtner nach. Atemlos eilt er auf uns zu. Godrot schreit er weiter, ob wir am Eingang nicht das Verbot gesehen hätten. Wir entschuldigen uns zunächst recht höflich und setzen hinzu, daß wir uns vollständig verirrt hätten. Er

glaubt uns, wird ruhiger, tut aber äußerst gewichtig und betrachtet sich jetzt als unseren geborenen Führer. Eine beiläufige Bemerkung unsererseits, daß der Park herrlich und sauber sei, stimmt den wütigen Störenfried von vornhin noch verfühlicher. Er beginnt in lehrhaftem Tone zu plaudern von den Vorzügen des Parks. Der Herr Graf sei übrigens abweisend, so daß wir uns in Ruhe umschauen könnten.

Und es lohnt sich in der Tat, nicht nur im Herrenpark sich umzusehen, sondern auch von dieser lichten Höhe den Blick in die Ferne zu richten. Zu unseren Füßen streckt sich in alter Größe und Pracht der Tollensee. Das jenseitige Ufer krönt ein mächtiger Buchenwald, in dessen rauschenden Gipfeln die lebendige Kraft des Frühlings schimmert. Westlich, in entweichender Ferne, werden wie winzige Punkte einige Gutshöfe bemerkbar. Ueber all dieser kraftvollen Schönheit wölbt sich ringsum der blaue Himmel und die strahlende Frühlingssonne wirkt und webt in allem, dringt in die Poren der fruchtbaren Erde wie warmer Weltodem.

Indes wird unser Grünrock nicht müd, uns den märchenhaften Glanz dieses Herrenhofes zu schildern. Neben dem alten Schloß im ickelsten Renaissancestil erheben sich noch mehrere andere Gebäude, darunter ein Kolossalbau im hochgewölbten romantischen Stil. Wir machen nicht wenig verdugte Gesichter, als der Mann uns mit viel Stolz erzählt, daß sei der gräfliche Pferdestall. Er führt uns hinein. Auch von innen hätte man nicht den Eindruck eines Pferdestalles, wenn nicht sechs kraftstrotzende Säule darin ständen. Es fehlt der übliche Pferdestallgeruch, überall herrscht peinlichste Sauberkeit. Die Pferde stehen auf reinstem Stroh, an weissen Marmortruppen, befestigt an blinkenden Silberletten. Die Verdriläge sind aus gebeiztem Eichenholz und Messingklangen angefertigt. Neben jedem Gaul hängt eine Uhr, Thermometer und Kamenschild. Zur Pflege dieser edlen Rasttiere sind zwei dienstbare Geister bestellt. Ihre alleinige Aufgabe ist es, für das Wohl der gräflichen Lusttiere zu sorgen. Wir muhten diese gewissenhafte und komfortable Pferdeslege loben. Glücklicherweise Land, das sich solche geuunden, hygienisch einwandfreien Pferdeställe leisten kann. Und damit verließen wir durch das breite Bordertor den feudalen Herrenhof.

Vor uns liegen nun, regellos zerstreut, die Wohnstätten der Gutsarbeiter. Wie hat sich das Bild aber so plötzlich verändert! Vor wenigen Minuten standen wir noch stauend in dem prunkvollen Pferdestall. Und jetzt stehen wir diesen elenden, haufälligen Wöchem gegenüber, in die weder genügend Licht noch Luft dringen kann. Und doch muß die Masse des Landproletariats in solchen Katen hauen. Schon die Tür, durch die wir eintraten, läßt uns zweifeln, ob es wirklich menschliche Wohnungen sind; sie ist wie bei alten Scheunen das Tor aus rohem, morschem Holz und im Querschnitt geteilt. Wind und Wetter haben so ungehindert Zutritt, zumal viele in verfallendem Zustande sind. Nicht besser steht es um die Fenster; zahlreiche Scheiben sind zertrümmert und durch bunte Lumpenbündel ersetzt. Dementsprechend ist das Innere dieser Arbeiterwohnungen. Wir beglücken die Gutsarbeiter mit einigen roten „Fackeln“, die sie schüchtern aber gern nehmen, und haben so die Möglichkeit, ihr Heim näher besichtigen zu können. Waren die Pferdeställe mit Marmor, Fliesen und Eichenholz ausgelegt, die Wände blendend weiß gestrichen und mit tieflauer Malerei geschmückt, so sind die Wohnungen der Arbeiter nüchtern, barbarisch roh hergerichtet. Der Fußboden aus gestampftem Lehm oder Ziegelsteinen, die Wände innen so roh wie außen, bestenfalls mit einer verwässerten Kalkschlämme überstrüht. Die Wohnräume haben in der Regel das gleiche Größenmaß. Zwei Bettgestelle, ein Tisch und einiges Hausgerät füllen den Raum vollständig aus. Darin hauen durchschnittlich acht Personen.

Durch das zertrümmerte Fenster bricht ein matter Sonnenstrahl; wie ein fremder, ungewohnter Gast in diesem trostlosen Raum irrt der gebrochene Strahl von einem Gegenstand zum andern. In der Fensterecke hockt der alte Großvater, ein siebzehnjähriger Greis. Uebermäßig harte Arbeit und zuletzt die fressende Gicht haben den Körper gänzlich zerstört. Der dürre Körper des Alten zuckt fast ununterbrochen als würde er von einer unsichtbaren Kraft geschüttelt.

Das Haupt der Familie, auch schon fast ein Greis ist am Oftertage eifrig dabei, Weitenkörbe auszubessern, während die Frau Kleider flickt. Das junge Volk ist abwesend. Wir versuchen diesen niedergetretenen Proletariats an den einfachsten Beispielen die Ursache ihrer großen Not klar zu machen. Wir erzählen von der volksfeindlichen Klassenherrschaft der mecklenburgischen Junkerkaste und ihren Folgen. Von Zeit zu Zeit unterbricht der Mann seine Korbflechterarbeit und sendet uns neugierige Blicke zu. Aber wir iprechen auch von den großen Fortschritten des kämpfenden Proletariats und von einer besseren Zukunft. „Ob das wirklich noch anders waren wird?“ fragt nun der Mann leuchtenden Blickes. Wir können dem zaghaft Hoffenden nur Mut und feste Zuversicht zusprechen und wenden uns zu der nächsten Stätte des Landarbeiters.

Solche aufreizenden Bilder sozialer Gegenläge bieten sich dem, der in Mecklenburg wandert und scharf zusieht, auf fast jedem Gutshofe. Hier, wo der Grundbesitz Monopoleigentum der Junker ist, wo seit 200 Jahren jeder politische Fortschritt aufgehört hat, regieren auch die Junker noch das Volk mit Sporn und Reitpeitsche. Diese feudalen Kreaturen stützen die in Mecklenburg eiltenden mittelalterlichen Gesetze, und sie üben zugleich absolute Polizeigewalt.

Aber inmitten der Kultur des 20. Jahrhunderts erscheint diese feudale Ordnung nur noch als eine wandende Ruine, deren Funda-

mente marisch und foul sind. Und der Tag wird nicht mehr fern sein, an dem sie in sich selbst zusammenbricht.

Goldig-rot strahlt die Sonne am abendlichen Westhimmel. Einige Lerchen steigen noch einmal empor und singen mit silberbeller Stimme dem scheidenden Tag den Abschied; aber angefüllt der sinkenden Sonne segeln sie bald zur Erde hinab. Weidlenburgs fruchtbare Felder dehnen sich, so weit der Blick sehen kann. Grüne Saatselder, überall ein Keimen und Wachsen, daß man die Mutter Erde ob dieser Herrlichkeit anbeten möchte. Alles deutet auf Fruchtbarkeit, die allen Menschen Wohlstand und Freiheit geben könnte. Und doch ist die Masse derer, die der Natur diese Schätze abringen, zu Not und Elend, Knechtschaft und Ausbeutung verdammt. Wann werden die Proletarier, die mit starken Armen diesen Hüterreichtum täglich erarbeiten, sich dazu einmänner, ihre Macht gegen die barbarische Gewalt Herrschaft von oben zu wenden? Wann? — — — Franz Petrich.

Crainquebille.

Von Anatole France.

4)

Warum waren Sie nicht der Stärkere, Crainquebille? Wenn Sie, nachdem Sie „verfluchter Polyp“ gerufen hatten, sich zum Kaiser erklären ließen, zum Diktator, zum Präsidenten der Republik oder auch nur zum Stadtrat, so versichere ich Sie, daß ich Sie weder zu vierzehn Tagen Gefängnis noch zu einer Geldstrafe von fünfzig Frank verurteilt hätte.

Sie wären jeder Strafe entgangen, das dürfen Sie mir glauben.

So hätte der Präsident Bourriche ohne Zweifel gesprochen, denn er hat einen juristischen Sinn und weiß, was das Tribunal der Gesellschaft schuldig ist, deren Prinzipien er mit Ordnung und Regelmäßigkeit verteidigt.

Die Justiz ist sozial, und nur böse Geister wollen daß sie auch menschlich und gefühvoll sei.

Man verwaltet sie nach feststehenden Regeln, aber doch nicht mit Gefühlsduseleien oder Klarheit und Intelligenz.

Man verlangt vor allen Dingen nicht, daß sie gerecht sei. Das hat sie nicht nötig, denn sie ist die Justiz, und der Gedanke einer gerechten Justiz kann wirklich nur in dem Kopfe eines Anarchisten entstanden sein.

Der Präsident Magnaud*) fällt allerdings Billigkeitsurteile, aber sie werden kassiert, und das ist die wahre Justiz.

Der wirkliche Richter wiegt die Zeugenaussagen nach dem Gewicht der Waffen. Das hat man in Crainquebilles Sache gesehen und in manchen anderen, viel berühmteren Fällen.

So sprach Jean Vermitte, indem er mit langen Schritten den Vorfaal durchmaß.

Josef Aubaret, der das Gerichtswesen kannte, trakte sich die Nase und sagte:

„Wenn Sie meine Meinung hören wollen, so bezweifle ich, daß der Präsident Bourriche sich zu einer so hohen Metaphysik aufgeschwungen hat.“

Wenn er die Aussage von dem Schutzmann Nr. 64 gelten ließ, so tat er das lediglich, weil das nun mal alter Brauch ist. In der Nachahmung müssen wir die Beweggründe der meisten menschlichen Handlungen suchen. Wer den althergebrachten Gewohnheiten und Satzungen folgt, wird immer für einen ehrlichen Menschen gelten. Unter „brave Leute“ versteht man solche, die es machen wie die anderen.

Als Crainquebille ins Gefängnis zurückgeführt worden war, setzte er sich auf den angeschmiedeten Stuhl und verharrte in stummem Staunen und stiller Bewunderung. Er wußte selbst nicht recht, daß die Richter sich getäuscht hatten.

Das Gericht hatte ihm seine inneren Schwächen unter der Majestät der Formen verborgen. Er konnte nicht glauben, daß er recht hatte gegenüber dem Tribunal, dessen Gründe er nicht verstanden hatte. Er vermochte nicht zu fassen, daß etwas bei dieser schönen Zeremonie hinfle. Denn da er weder in die Messe noch ins Theater ging, hatte er in seinem Leben nie etwas so pompöses gesehen als diese Verhandlung im Gerichtssaal.

Er wußte wohl, daß er nicht „verfluchter Polyp“ gerufen hatte und daß man ihn zu vierzehn Tagen Gefängnis und fünfzig Frank Geldstrafe verurteilt hatte, weil er es gerufen haben sollte, aber allmählich wurde diese Idee zu einem erhabenen Mysterium für ihn, zu einem dieser Glaubensartikel, dem die Frommen anhängen, ohne sie zu verstehen.

Es war wie eine dunkle, plötzliche Offenbarung — herrlich und schrecklich zugleich.

Der alte Mann erkannte sich als schuldig, den Schutzmann Nr. 64 in mystischer Weise beleidigt zu haben, wie ein kleiner Junge in der Katechismusstunde Ewas Sünde auf sich nimmt.

Durch seine Verhaftung wurde er befehrt, daß er „verfluchter Polyp“ gerufen hatte — also hatte er das in mysteriöser, ihm selbst

unbewußter Art getan. Er fühlte sich in eine überirdische Welt versetzt. Seine Verurteilung war für ihn ein geheimnisvolles Wunder.

Wie er schon von seinem Vergessen keine rechte Vorstellung hatte, so machte er sich von der Strafe erst recht keinen klaren Begriff. Seine Aburteilung war ihm als eine sehr feierliche, rituelle und vornehme Sache erschienen, als etwas Erhabenes, was man nicht begreifen kann, worüber sich nicht streiten läßt, als etwas, dessen man sich weder zu rühmen noch zu beklagen hat.

Wenn der Präsident Bourriche in diesem Augenblicke durch die Decke herabgestiegen wäre mit einem Heiligenschein um das Haupt und Flügeln an den Schultern, so wäre Crainquebille von dieser neuen Manifestation der richterlichen Glorie nicht weiter überrascht gewesen.

Er hätte sich einfach gesagt:

„Ach so, meine Angelegenheit nimmt ihren Verlauf.“

Am folgenden Tage besuchte ihn sein Advokat.

„Nun, mein Lieber,“ fragte Maître Vermerle, „geht es ziemlich gut? Nur Rui, zwei Wochen sind ja schnell vorüber. Wir dürfen uns übrigens nicht allzu sehr beklagen.“

„Das ist wahr,“ gab Crainquebille zu, „die Herren sind sehr freundlich und höflich gewesen. Nicht ein grobes Wort haben sie mir gesagt. Hätt' ich gar nicht gedacht. Und haben Sie wohl gesehen, der Soldat hatte weiße Handschuhe angezogen.“

„Überlegt man sich's,“ bemerkte der Advokat, „so war es das Beste, daß Sie gestanden.“

„Mag wohl sein,“ erwiderte Crainquebille.

„Ich habe eine gute Nachricht für Sie, Crainquebille. Eine mildtätige Person, die ich für Ihre Lage interessiert habe, hat mir fünfzig Frank für Sie übergeben, also gerade die Summe, zu der Sie verurteilt sind.“

„Und wann werde ich das Geld bekommen,“ fragte der Alte.

„Das wird direkt der Kasse übergeben, darum brauchen Sie sich nicht zu kümmern.“

„Na, einerlei; sagen Sie der Person meinen besten Dank.“

Dann wurde Crainquebille nachdenklich. Nach einer Weile meinte er: „Sonderbar, höchst sonderbar ist das, was mir passiert ist.“

„Glauben Sie das nicht, Crainquebille, Ihr Fall ist durchaus nicht selten.“

„So? — und können Sie mir vielleicht auch sagen, was aus meinem Wagen geworden ist?“

Crainquebille war aus dem Gefängnis entlassen und schob wieder seinen Wagen durch die Rue Montmartre vor sich her und rief: Kohl, Rüben, Wurzeln!

Er empfand weder Stolz noch Scham wegen seines Abenteuers.

Es war keine peinliche Erinnerung für ihn, sondern wie ein Schauspiel, eine Reise, ein Traum.

Nun aber war er froh, wieder im Schmutz herumzugehen über das Pflaster der Straßen und über sich den Himmel zu sehen, grau in grau im strömenden Regen — den Neben Himmel seiner geliebten Stadt.

An allen Straßenecken hielt er an, um ein Glas zu trinken, dann fühlte er sich frei und seelenvergnügt, spuckte in die schweligen Hände, damit sie geschmeidiger wurden, und faßte von neuem die Griffe seines Handwagens.

Die Sperlinge, die wie er arme Frühaufsteher waren und ihr Futter am Wege suchten, flatterten auf bei seinem Rufe — Kohl, Rüben, Wurzeln — und flogen vor ihm her.

Eine alte Haushälterin kam heran und prüfte das Gemüse.

„Ja, was war denn mit Ihnen los, Vater Crainquebille,“ fragte sie, „man hat Sie ja so lange nicht gesehen. Sind Sie krank gewesen? Sie sehen etwas blaß aus.“

„Ja,“ erwiderte Crainquebille, „ich will Ihnen was sagen, Frau Raillache, ich hab' n bißchen privatisiert.“

Nichts in seinem Leben ist verändert, höchstens daß er häufiger als sonst ein Gläschen trinkt. Er hat das Gefühl, als sei immer Feiertag, und dann hat er ja auch die Bekanntschaft von mildtätigen Leuten gemacht.

Ein bißchen angeheitert gelangt er abends in seinen Verhlag. Dann streckt er sich zufrieden aus, deckt sich mit den Säcken zu, die ihm sein Freund, der Kastanienverkäufer von der Erde, gestehen hat, und brummt vor sich hin:

„Im Gefängnis ist es gar nicht so übel, man hat da alles, was man braucht, aber einerlei, zu Hause ist es doch besser.“

Seine Zufriedenheit sollte nicht lange dauern. Er bemerkte bald, daß die Kunden ihn schnitten.

„Ich habe heute recht schönen Sellerie, Madame Cointreau,“ sagte er freundlich.

„Brauche nichts,“ erwiderte die Frau barsch.

„Was, Sie brauchen nichts? Sie leben doch jetzt wohl nicht bloß von der Luft?“ fragte Crainquebille erstaunt.

Aber Madame Cointreau würdigte ihn keines Blickes und ging stolz in ihren Schlächterladen. Sonst hätten sich Meisterinnen und Mädchen um seinen Wagen gedrängt, der stets mit reichlicher Auswahl versehen war, jetzt drehten sie ihm alle den Rücken, sobald sie ihn sahen.

Als Crainquebille zu dem Schusterladen kam, wo sein gerichtliches Abenteuer angefangen hatte, rief er:

*) Der „gute Richter“, dessen von sozialem Verständnis und wahrer Gerechtigkeit diktierte Urteile in ganz Frankreich Aufsehen erregen.

Madame Bajard, Madame Bajard, Sie sind mit noch von neuem die fünfzehn Sous schuldig."

Aber Madame Bajard, welche an der Kasse thronte, hielt es unter ihrer Würde, ihn zu beachten.

Die ganze Straße wußte daß der alte Crainquebille aus dem Gefängnis kam und alle taten, als ob sie ihn nicht kannten.

Von hier aus hatte sich das Gerücht in dem ganzen Viertel verbreitet.

Als Crainquebille gegen Mittag in eine andere Straße kam, sah er seine freundliche Kundin Madame Laure an dem Gemüswagen des kleinen Martin stehen. Sie musterte gerade einen großen Kohlkopf. Ihre Haare glänzten wie eine Unmasse feiner goldener Fäden. Und Martin, der Knirps, dieser schamhügellose Lausbub, schwor mit der Hand auf dem Herzen, daß es weit und breit keine bessere Ware gäbe als die seine.

Das gab Crainquebille einen Stich ins Herz. Er stieß seinen Wagen gegen Martins Karren und sagte mit klagender, gebrochener Stimme:

"Das ist nicht schön von Ihnen, daß Sie mit untreu werden."

Wie sie selbst eingestand, war Madame Laure durchaus nicht als Herzogin geboren. Und ihre Kenntnisse vom grünen Wagen und Gefängnis hatte sie sich auch nicht gerade in der großen Welt erworben.

Aber man kann in allen Lebenslagen ehrlich sein, nicht wahr? Jeder hat seine Portion Selbstgefühl, und man mag nichts zu tun haben mit einem Individuum, das gerade aus dem Gefängnis kommt.

Daher antwortete sie Crainquebille nur mit einem verächtlichen Achselzucken und wandte sich ab.

Der alte Mann zuckte schmerzhaft zusammen, dann aber fuhr er auf und brüllte ihr nach:

"Schandbirne, — liederliches Weibsbild!"

Vor Schreck ließ Madame Laure ihren Kohlkopf fallen.

"Scher' Dich weiter, Du Lump," rief sie außer sich vor Enttäuschung, "so was kommt gerade aus dem Gefängnis heraus und will andere belehren."

Bei ruhigem Blut hätte Crainquebille Madame Laure niemals ihren Lebenswandel vorgeworfen. Er wußte nur zu gut, daß es in dieser Welt nicht so geht, wie man gern möchte, und daß man sich sein Handwerk nicht immer wählen kann.

Für gewöhnlich kümmerte er sich überhaupt nicht darum, was seine Kunden taten. Aber heute war er außer sich. Er schimpfte hinter der Frau her:

"Gemeine Person, Hurenmensch . . ."

Ein Kreis von Neugierigen sammelte sich um die beiden, die immer ausfällig wurden. Wahrscheinlich hätte die Schimpfzene noch lange fortgedauert, wenn nicht plötzlich ein Polizist aufgetaucht wäre und sie durch seine schweigende Unbeweglichkeit eingeschüchtert hätte.

Leise murmelnd gingen die beiden auseinander.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Völkerkunde.

Ueber die zwerghaften Elefantenjäger in Kamerun sprach kürzlich in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft Dr. Kuhn, der Medizinalreferent für Kamerun. Den Sanga hinunterfahrend, traf er hinter Kribi auf die ersten Pygmäen, als er sich auf der Elefantenjagd befand. Aufmerksamkeit wurde er auf die Ansiedlung durch die lebhaften Stimmen im Urwald, die vom Weltergeschwür herrührten. Da die Pygmäen große Furcht vor dem weißen Manne haben, die ihnen durch die Regier im Geschäftsinteresse eingeimpft wird — die Regier sind Zwischenhändler für Eisenbein — so überraschte er das Dorf in der Weise, daß er erst zuverlässige Eingeborene einzeln in das Dorf schickte, die der Sprache der Sanga mächtig waren, und zum Schluß selbst erschien. Elf Männer und ebensoviel Frauen brachte er glücklich zur Faktorei in Nombassa, wo er Messungen an ihnen vornahm. Später gelang es ihm noch, bei Biru und Besso mehrere Pygmäen zu untersuchen.

Die Anlage des Dorfes weicht von der der Buschmänner in Südafrika ab, indem die Hütten in einer Richtung des Urwaldes kreisförmig angelegt werden. Die Hütten sind aus Zweigen und Ästen in Form eines Winddaches hergestellt und mit Blättern bedeckt. Die Größe der Männer beträgt durchschnittlich 153 Zentimeter, die der Frauen 147 Zentimeter, die ungefähr der der Buschmänner entspricht. Die Farbe ist dagegen dunkler als bei diesen, aber erheblich heller als die der Bantustämme. Sie sind bleibter und muskulöser als die Buschleute, was, wie Geheimrat Freisch in der Diskussion betonte, darauf beruht, daß sie nicht, wie die Buschmänner, das Bild durch die Steppe zu hegen brauchen. Der Rumpf ist im Verhältnis lang. Die Seiten sind meistens sehr steil, die Augenbrauenwülste sind stark entwickelt. Auffällig ist die starke fleischige Nase mit einer durchschnittlichen Breite von 4,8 Zentimetern bei den Männern und 4,4 Zentimetern bei den Frauen. Der flache Nasenrücken der Buschmänner fehlt. Sie halten im Gegensatz zu den Buschmännern die Augen weit auf, doch sind sie sehr empfindlich gegen Sonnenlicht.

Von den Sitten und Gewohnheiten der Pygmäen weiß man sehr wenig. Sie leben im wesentlichen von der Elefantenjagd, die in der Weise ausgeführt wird, daß sie sich mit dem Speer unter den Elefanten, wenn er seine Siesta abhält, schleichen und ihm den Speer in den Leib bohren. Daß sie bei dieser gefährlichen Jagd häufig von den Elefanten zertreten werden, ist selbstverständlich. Der Elefant wird dann auf weite Strecken verfolgt, bis er an dem Blutverlust eingeht. Vogen und Pfeile sollen die Pygmäen am Sanga besitzen, während die in der Nähe von Molundu sie nicht kennen. Sie leben vom Fleisch der Elefanten, das sie aber auch nebst den Zähnen an die Bantus verkaufen, wofür sie Feldfrüchte und auch schon Tabak einhandeln. Sie stehen in einem gewissen Hörigkeitsverhältnis zu den Bantuhäuptlingen, das ähnlich dem der Buschmänner zu den Dwamos und zu den Setschuanas in Westafrika ist. Bei Streitigkeiten mit den Häuptlingen brechen sie ihre Hütten ab und suchen Anschluß an andere Häuptlinge.

Das interessante Völkchen ist ebenso wie das der Buschmänner dem Untergang geweiht, da es kulturunfähig ist. Wenn den Pygmäen, die bei dem großen Handel mit Eisenbein dort die Elefanten durch ihre Jagd ausrotten, das Handwerk erfolgreich gelehrt werden soll, ist der Kampf mit den Weißen da, in dem sie unterliegen. Eine andere Erwerbstätigkeit im Dienste der Weißen ihnen aufzuzwingen, wird unmöglich sein. Deshalb hält es Kuhn für empfehlenswert, Reservate für die Elefanten einzurichten und die Pygmäen zu Wildblütern zu machen, denen die Jagd der abschweifenden Elefanten übertragen wird. Sie erhalten dann einen bestimmten Preis für das Eisenbein und können das Fleisch für sich verwenden. Kuhn hält die Pygmäen für nahe Verwandte der Buschmänner.

Aus dem Pflanzenleben.

Das Lebenselement der Pflanze. Die erwachende Natur schmückt sich nun wieder mit ihrem schönsten Leuzgrün. Jetzt lugen die ersten Blattspitzen noch im zarten Hellgrün aus den Zweigen. Doch die Strahlentkraft der Sonne färbt sie bald dunkler und dunkler, bis endlich zur Sommerzeit die Blätter im saftigen tiefen Grün prangen.

Wie außerordentlich wichtig das Blattgrün für die Pflanze ist, haben allerdings erst die jüngsten Forschungen auf diesem Gebiete gezeigt. Man wußte freilich schon längst, daß die in den Zellen der Pflanzen befindlichen grünen Körner, die Chlorophyllkörner, deren massenhafte Anhäufung den Pflanzen die gleichmäßig grüne Farbe verleiht, die Funktion haben, die Kohlenäure der atmosphärischen Luft anzueignen und in die ihnen nötigen Nährstoffe, Zucker und Stärke, zu verwandeln. Zu welchen Massen sich übrigens die Chlorophyllkörner in der Pflanze vorfinden, zeigt die Tatsache, daß bei der trockenen Pflanze der Chlorophyllgehalt etwa die Hälfte ihres Gesamtgewichts beträgt. Auch die chemische Zusammenfassung der Chlorophyllkörner wurde mittlerweile festgestellt, wie auch das Vorkommen zweier Sorten, des gelbgrünen und des blaugrünen Chlorophylls. Allein wie der Prozeß der Kohlenäureumwandlung in die Endprodukte Zucker und Stärke vor sich geht, war bisher immer noch eine der Lösung harrende Frage. Da der Prozeß nur im Sonnenlicht stattfinden kann, wurde natürlich vor allem der Einfluß der Sonnenstrahlen, besonders aber der ultravioletten Strahlen, jener dem menschlichen Auge unsichtbaren Strahlen des Sonnenspektrums, geprüft, und ein solcher Versuch brachte denn endlich auch (Professor Stollala) das gewünschte Resultat. Es zeigte sich, daß die Erzeugung von Zucker und Stärke in der Pflanzenzelle tatsächlich nur mit Hilfe der ultravioletten Strahlen vor sich gehen kann, und die Chlorophyllkörner zu diesem Zwecke die ultravioletten Strahlen auffangen müssen.

Damit ist auch das außerordentliche Lichtbedürfnis der Pflanze erklärt und ebenso leuchten ihre komplizierten Einrichtungen ein, das Licht bis zur Grenze der Möglichkeit auszunützen. Auf eine der interessantesten dieser Einrichtungen machte neuerdings der Botaniker Haberland aufmerksam. Als lichtempfindliches Sinnesorgan der Pflanze funktioniert die Oberhaut. Hier wird nun der einfallende Lichtstrahl so gebrochen, daß sich in der darunter liegenden Zellenschicht die Strahlen je an einer in der Mitte befindlichen Stelle sammeln, während genau innerhalb dieser am hellsten beleuchteten Stelle das lichtbedürftige Chlorophyll liegt.

Wie steht es nun aber mit den Pflanzen, deren Blätter rot, hellgrün oder gesiedelt sind? Die also von dem wichtigen Lebensstoff, dem Blattgrün, viel weniger besitzen als die übrigen Pflanzenwelt? Nun, sie leben auch; freilich ist auch ihr Lebensprozeß etwas heruntersgeschraubt. Was die roten Blätter betrifft, so besitzen sie in der Regel ziemlich reichlich Chlorophyll, was man beim Zerreißen eines derartigen Blattes auch ganz deutlich wahrnehmen kann. Ueber dem Blattgrün sind jedoch rote Farbstoffe, das sogen. Anthocyan, gelagert, wodurch indes keine schädliche Funktionsstörung in der Ernährung der Pflanze eintritt. Weniger gut geht es aber den hellgrünen und gelbgesiedelten Blättern, die oft tatsächlich mit weniger als der Hälfte des Chlorophyllbestandes ihrer rein grünen Genossen auskommen müssen. Doch auch sie führen, wie die jüngsten Untersuchungen (Pflaster) zeigen, ein ganz zufriedenes Dasein. Sie begnügen sich mit weniger Nahrung, d. h. mit einer viel geringeren Stärke- und Zuckermenge als die übrigen Pflanzen, und damit in Zusammenhang steht auch eine entsprechend verminderte Atmung sowie eine durch zahlreiche Lufträume erfolgende intensive Wärmevermittlung von außen.